

Allustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenschrift zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 11. 1915.

Die Erbschaft des Spiegelbauern.

Erzählung von Karl Bienenstein.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jungfer Katharina fühlte nun den Augenblick gekommen, da sie ihr Anliegen vortragen müsse, und so begann sie: „Der Herr Better muß mit meinen, daß i außs Sterben rechnen tät, weil der Herr Better halt gar so am Schwindel leiden tut, aber weil mir der Herr Better halt eh im Testament alles zugesagt hat, und weil das Maurerhäusl nur zwölfhundert Gulden kosten tät, so mein' i halt, dem Herrn Better könnt's eins sein, wann mir der Herr Better derweil die zwölfhundert Gulden geben tät. Tausend Gulden tät'n's auch, weil wir ein bißl was selber hab'n. Wann wir am End' noch warten müßten, so' kaufst's ein anderer, und so was, was so gut für uns paßt, findet man nit so leicht wieder. Und so tät' i halt gar schön bitten, wann der Herr Better so gut wär.“

Der Jagl-Bipp blinzelte ein paarmal mit den Auglein, dann zog er sein Köpflein zwischen die spitzen Schultern und piepste mit seiner zwirndünnen Stimme: „Lieb's Kathl, du weißt, daß alles, was i hab', einmal dein g'hört, wann i einmal stirb. Wird eh nimmer lang dauern. Aber kein Mensch weiß, was einem Menschen noch passier'n kann, und i bin a alter Mann, der sich sonst nimmer helfen kann. Jetzt kann i dir halt gar nix geb'n. Wann i a Millionär wär, recht gern, aber das bin i gewiß nit.“

Von letzterem Umstande war Jungfer Katharina überzeugt, doch meinte sie, daß man nicht gerade eine Million haben müsse, um wenigstens tausend Gulden geben zu können, und deswegen sagte sie: „Aber dem Herrn Better geht das bißl doch nit ab. Der Herr Better braucht ja eh nix.“

„I brauch', was i hab', mein lieb's Kathl, und wannst mich nit böß machen willst, so tußt mich nit seckier'n und redst nix mehr davon. Bevor i stirb, geb' i nix her — nix, gar nix.“

Das Männlein schien in Erregung zu geraten, und obwohl sich Jungfer Katharina vorgenommen und dem Bräutigam versprochen hatte, mit dem Herrn Onkel ein allgemein verständliches Deutsch zu sprechen, so stand sie nun doch von diesem Vorhaben ab, denn sich mit einem Erbontel zu verfeinden, schien ihr selbst das Maurerhäusl und das mit diesem verbundene Eheglück nicht wert zu sein.

Sie seufzte und sagte: „So müssen wir halt noch ein bißl warten.“

Diese Worte stimmten den Onkel wieder faust und gut, und er fühlte sich aufs neue bewogen, seine in ihr Schicksal ergebene Richte mit der Aussicht auf seinen nahen Tod zu trösten, welcher Trost aber den Bräutigam Franz Xaver, der eine Stunde darauf mit

seiner Braut konferierte, zu dem wenig löblichen Ausruf veranlaßte: „Der Teufel soll den alten Geiztrag'n hol'n, denn von selber stirbt er ja doch nit!“

3.

Jungfer Katharina Balsinger war wieder schlechter, aber schon sehr schlechter Laune. Sie zeigte das ihrer mehr lauten als schönen Gewohnheit nach in der Weise, daß sie die Türen, die sie bei ihren dienstlichen Obliegenheiten passieren mußte, stets mit solcher Gewalt zuschlug, daß ein in der Nähe befindlicher Seismograph ganz gewiß ein Nahbeben registriert hätte. Auch mit dem Küchengeschirr, das man ihr an diesem Tage wieder höchst unvorsichtigerweise anvertraut hatte, vollführte sie einen Heidenlärm. Schließlich gab es einen Klatsch, daß selbst der auf beiden Ohren taube Altknecht Michl, der auf dem Hofe das Gnadenbrot aß, aufhorchte und meinte: „Mir scheint, jetzt is der Kathl was abig'fall'n.“

Und es war ihr auch etwas hinabgefallen. Eine große Schüssel, die mit Ingrim zum Trocknen auf den Küchentisch geworfen worden war, hatte in der Eile nicht den rechten Ruheplatz finden können und hatte sich im Gram hierüber, drei Teller mitreißend, auf den harten Estrichboden gestürzt, wo sie samt ihren Begleitern kläglich zerschellte.

Das gab der sparsamen Frau Hirmstingl nun aber doch den

bekannten Stich ins Herz, und sie wandte sich an den Gatten: „Da hörst's wieder. I sag' dir, mit der Kathl is's sei nimmer zum Aushalten. Jetzt mußt doch du einmal mit ihr reden und ordentlich. I mag mich nit alleweil mit ihr gisten.“

Der Ehegatte schien aber wenig Lust zu einer Unterredung mit Jungfer Katharina zu haben und erwiderte: „Was die Kathl is, das geht mich nix an. Da mußt dir schon selber zu helfen wissen.“

„Natürlich i und alleweil i! Freilich, wann sie sieht, daß sich der Herr nix zu sagen traut, dann darf man sich nit wundern, wann sie alleweil wilder wird.“

Durch diese Worte fühlte sich der Gatte nicht nur in seiner hausväterlichen, sondern auch in seiner männlichen Ehre angegriffen, denn es wurde ihm da direkt die unrühmliche Eigen-

schaft der Feigheit vorgeworfen. Diesen Vorwurf zu entkräften, erwiderte er mit geringschätiger Miene: „Natürlich, i werd' mich vor einem Weibsbild fürchten! Das wär' doch schon das Letzte! I mag mich aber nit in deine Sachen einmischen.“

„Am eine Ausred' bist nit verlegen, das muß man dir lassen,“ erwiderte die Gattin und warf dem Gemahl einen Blick zu, in dem sich namenlose Verachtung spiegelte. „Traun tußt dich nit, das is's, und wannst es hundertmal leugnest.“

Der Bauer schnappte über diesen neuerlichen Angriff auf seine Mannesehre ein paarmal nach Luft, dann trat er auf seine Frau zu, sah sie mit durchbohrendem Blicke an und sagte: „Gut, i red'



Kochunterricht für Kriegsfreiwillige im Berliner Letzterverein. (S. 43)



Eine Straße in Sosnowice (Polen). (S. 43)
Phot. Photothek, Berlin.

mit der Kathl. Aber du weißt, i bin a hitziger Mensch, und wann sie mir a unbeschaffenes Wörtl gibt, so jag' i sie auf der Stell' zum Teufel. Und das sag' i dir a: i schau' mich nit um a neue Dirn um. Die Arbeit lass' i dann dir über, und wannst nit gleich eine kriegst, so kannst schau'n, wie du selber mit deiner Arbeit fertig wirst."

Mit diesen Worten drehte sich der Bauer um und schritt mit der Miene eines Gladiators in die Küche, wo er sich vorerst breit-spurig aufpflanzte und krampfhaft nach einer passenden Einleitung suchte.

Jungfer Katharina nahm mit einem einzigen, aber nichts weniger als aufmunternden Blick von seiner Anwesenheit Kenntnis und setzte mit aufreizender Geringschätzung ihre geräuschvolle Tätigkeit fort.

Da nahm der Hausvater all seine Kraft zusammen, den Schmerz und auch die Wut, und sagte: "Na hörst, Kathl, wie du mit unseren Sachen umgehst, das is doch scho a hölledige Sünd'. Mir scheint, dir is's bei uns zuwider. Wann das so is, kann man's ja ändern!"

Auf diese Worte geschah etwas, worauf er am allerwenigsten gefaßt war. Jungfer Katharina ließ den Hasen, den sie eben zu Reinigungszwecken in der Hand hatte, in das Wasserschaff zurückgleiten, schlug die blaue Schürze vors Gesicht und begann herzbrechend zu schluchzen.

Der Bauer riß die Augen auf, so weit es der anatomische Bau dieser Organe gestattete, und sah mit grenzenlosem Erstaunen auf seinen dienstbaren, nun aber fassungslosen Geist. Dann brachte er endlich stotternd hervor: "Na — jetzt — jetzt kenn' i mich aber schon gar nimmer aus. Was hast denn?"

"Huhuhuhu!" tönte es hinter der blauen Schürze hervor. "So sei doch still, Kathl, und sag, was hast denn? Warum flennst denn eigentlich?"

Aber auch diese Frage wurde nur durch neuerliches "Huhuhuhu" beantwortet, und da wußte er sich nicht mehr zu helfen und rief seine Gattin herbei.

Auch diese wurde durch den Anblick der heulenden Jungfrau in namenloses Staunen versetzt und sagte: "Was hat's denn 'geben?"

"I weiß nit, was sie hat."

Die Bäuerin fühlte sich gerührt und näherte sich milden Wortes der Heulenden: "Was hast denn, Kathl, red doch! Uns kannst es ja sagen — schau, wir meinen's ja gut mit dir!"

Nach langem Zureden begann Jungfer Katharina endlich ihres Herzens tiefe Not zu klagen. Und nun nähme der Franz am Ende doch noch die Taubinger Sali, und das könnte sie nicht überleben. "Was nützt mich denn," schloß sie, "wann i einmal einen Schübl Geld krieg', und i bin alt, und der Franz hat a andere geheiratet. Die Taubinger Sali spitzt eh alleweil auf ihn."

Neuerliches Schluchzen setzte der Rede ein

Ziel, und da er augenblicklich nichts anderes zu sagen wußte, sagte der Bauer: "Na, Kathl, tu dich nur trösten. Wird schon alles recht werden, der Tod macht alles gut."

Mit diesen weisen Worten verließ er die Küche, und seine Frau folgte ihm, da sie diesmal merkwürdigerweise kein besseres Wort wußte als der Gatte.

Beim Schlafengehen aber sagte Vater Hirmstingl zu seiner Gattin: "Is doch a rechter Geizkragen, der Jagl-Pipp. Könnst' doch der Kathl das Geld geben!"

Und nach einer Weile setzte er pflüßig hinzu: "Weißt, mir is da schon ein Gedanken 'kommen. Wär' nit schlecht. Man könnst' sich da sogar ein ganz nettes Geld verdienen."

Sie horchte auf: "Wie denn?"

"I hab' mir schon denkt, wie wär's denn, wann wir der Kathl einen Tausender geben täten, und sie müßt' uns dafür ihr Recht auf die Erbschaft abtreten?"

"Geh, das kann man doch nit. Was täten denn die Leut' dazu sagen. Da heißet's doch gleich, wir tun unsere Dienstboten beschwindeln."

"Woher denn?"

Man zwingt sie ja nit dazu. Man könnst' ihr ja den Antrag machen, und is sie einverständ'n, kann kein Mensch was sagen. Die Kathl is alt genug, daß sie weiß, was sie tut."

"Und weißt es wirklich, daß der Jagl-Pipp so viel hat?"

"Wieviel er hat, weiß i freilich nit, aber daß es mehr als ein Tausender is, dafür lass' i mir den Kopf abschneiden."

Die Bäuerin sann vor sich hin, und nach einer Weile sagte sie: "Na ja, so red halt mit ihr. Schlecht wär's nit für uns, und ihr wär' geholf'n."

Am nächsten Morgen, als sich Jungfer Katharina eben wieder in die Küche begeben wollte, rief sie der Bauer in die Stube und sprach im Tone väterlichen Wohlwollens: "Du Kathl, i muß jetzt mit dir was red'n. Aber das sag' i dir, ausplauschen darfst nix, weil i das nit hab'n will."

"I plausch' nix aus," entgegnete sie stolz, "i bin keine Tratschen."

"Das weiß i, und so paß jetzt auf. Du willst also das Maurerhäusl hab'n. Was kostet es?"

"Zwölfhundert Gulden," lautete die Antwort. (Fortsetzung folgt.)



Oberstleutnant J. v. Seydebreck,
Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika, t. (S. 43)
Aufnahme von Hofphotograph H. Rood, Berlin.



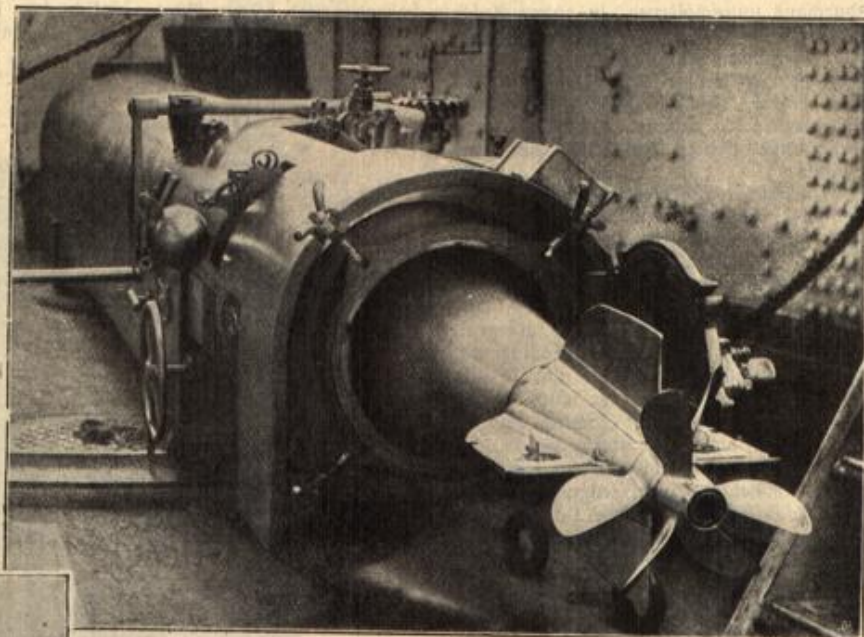
Zerschossene Silbermünzen aus dem Brustbeutel eines deutschen Gefreiten. (S. 43)
Phot. Pöschmann.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Bilder. — Der Berliner Letzterverein hat sich die höchst dankenswerte Aufgabe gestellt, durch Veranstaltung von Kriegskochkursen Soldaten Gelegenheit zu geben, das Kochen zu lernen. Frauen und Mädchen des Vereins erteilen da praktischen und theoretischen Unterricht, und sie haben sich über Mangel an Eifer bei ihren kriegerischen Schülern nicht zu beklagen. Die Zahl der Teilnehmer an solch einem Kochkurs für Krieger ist nicht gering und zeigt, daß der Verein einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt. — Unmittelbar an der deutsch-russischen Grenze, unweit der Dreilaiserode bei Myslowitz, liegt der Flecken Sosnowice, der Typus eines kleinen polnischen Industrieortes, schmutzig, unfreundlich, jedes Reizes bar. Manche Straßen bestehen nur aus Holzhütten, wie bei im Entstehen begriffenen Orten in Amerikas „wildem Westen“. Dabei zählt Sosnowice schon weit über 20 000 Einwohner. Auch ist es Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen, darunter die Hauptlinie Warschau—Wien, deshalb gegenwärtig von besonderer strategischer Wichtigkeit. An industriellen Betrieben sind vor allem große Wollspinnereien, Kohlengruben und eine riesige Tonwarenfabrik zu nennen. Auch der Handel ist bedeutend. — Kürzlich traf in Deutschland die betrübliche Kunde ein, daß der Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika, Oberstleutnant Joachim v. Heydebreck, seiner am 12. November vorigen Jahres im Kampfe gegen die Engländer erlittenen schweren Verwundung erlegen sei. Der Verstorbene war ein ausgezeichnete Schutztruppenoffizier. Geboren am 6. Oktober 1861 zu Schwedt a. d. Oder, wurde er 1886 Offizier im 2. Gardefeldartillerieregiment und trat 1896 in die südwestafrikanische Schutztruppe ein. 1898 wurde er Hauptmann, 1907 Major. 1911 wurde

freunden. Als ihn einer seiner Bekannten einmal hierüber fragte: „Meister, sind Sie auch Wagnerianer?“ sagte Lachner nur ganz trocken: „I bin selber aner!“ Hans v. Bülow war Lachners Nachfolger in München. Als Bülow das erste Mal eines der großen Sinfoniekonzerte dirigierte, wobei ihm reiche Ehren zuteil wurden, ging er nach Schluß des Konzerts auch auf den anwesenden Franz



Ein Torpedoangriff:

1. Torpedo im Unterwasserlancierrohr.

Lachner zu und sagte zu ihm: „Nun, Herr Generalmusikdirektor, was sagen Sie zu dieser prächtig gelungenen Konzertaufführung?“

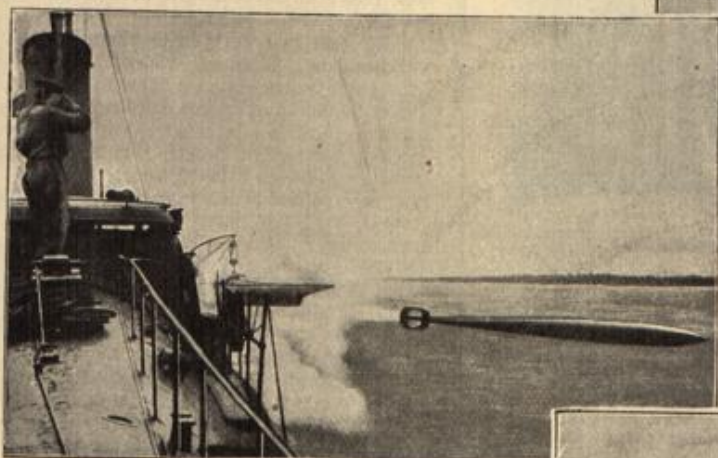
Ärgerlich entgegnete ihm Lachner: „Freilich, das Orchester kann schon was aushalten. Wann i mi dreißig Jahr' lang mit dem herumgeplagt hab', damit's was Ordentlichs zustand' bringt, da wär's eh schon traurig, wann's gleich beim ersten Mal, wo Sie dirigier'n, schon verborb'n sein sollt'!“ [H. M.]

Bakterien als Erzeuger von Erdbeeraroma. — Unter den Bakterien gibt es bekanntlich eine ganze Anzahl, die als Erzeuger organisch-chemischer Produkte sehr geschätzt sind. Verschiedene Industrien beruhen sogar auf der Ausnutzung dieser technischen Fähigkeiten der Bakterien; so sind die Bakterien bei der Erzeugung

der alkoholischen Getränke und bei der Reifung des Käses hervorragend tätig. Neuerdings sind nun zwei Bakterien isoliert worden, die ein Erdbeeraroma herbeiführen. Das eine, *Pseudomonas fragariae*, wurde von Gruber aus einer Stedtrübe gezüchtet. Frische Kulturen dieser Bakterien verleihen dem Nährboden einen starken Erdbeergeruch, der jedoch in einen jauchartigen übergeht, sobald die Kulturen ein längeres Wachstum hinter sich haben. Der neuentdeckte *Bazillus* besitzt überdies die wertvolle Eigenschaft, daß er, gekochter Milch zugefügt, dieser den Kochgeschmack nimmt und ihr annähernd den Geruch und Geschmack frischer Milch gibt, ohne daß in der Milch später der jauchartige Geruch auftritt. Für den menschlichen Organismus ist dieser *Bazillus* vollkommen unschädlich, da er bei der Körpertemperatur von 37 Grad Celsius nicht bestehen kann. Ein zweiter *Erdbeerbazillus*, *Bacterium fragi*, wurde kürzlich von Eichholz beschrieben. Er besitzt die Eigentümlichkeit, in Milch und anderen Nährböden einen ziemlich starken Erdbeergeruch hervorzurufen, und die Milch erhält außerdem einen starken Erdbeergeschmack. Am kräftigsten ist diese Aromabildung bei 14 bis 18 Grad Celsius, während der *Bazillus* bei 26 bis 29 Grad am besten gedeiht und gleichfalls bei der Körpertemperatur seine Entwicklung dauernd einstellt. Er kann somit auch

nicht schädlich wirken, weshalb man erwägt, ihn außer zur Aufbesserung der Milch auch noch zur Erzeugung von Erdbeeraroma praktisch zu verwerten. [H. E.]

Ein Gerichts-drama aus alter Zeit. — Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich ein Mensch namens Semmler in und um Freiberg in Sachsen durch seine außerordentliche Verwegenheit bei Pferdediebstählen gefürchtet. Er entging lange Zeit allen Verfolgungen, so daß schließlich die



2. Abfeuern eines Torpedos vom Torpedoboot aus.

ihm die Führung der Schutztruppe übertragen. Schon an der Niederwerfung der aufständischen Herero und Hottentotten hatte er rühmlichen Anteil genommen, und unter seiner Führung wurden am 25. September vergangenen Jahres die Engländer bei Sandfontein empfindlich geschlagen. — Auf wunderbare Weise wurde in einem Gefecht bei Amfontaine im Departement Aisne ein deutscher Gefreiter mit Namen Gottbehn vor dem Tode bewahrt. Er erhielt einen Schuß gegen die Brust, doch die in seinem Brustbeutel befindlichen Silbermünzen, die selbst zerschossen wurden, brachen die Gewalt des Geschosses, daß dieses nicht in den Körper des Getroffenen einzudringen vermochte. — Kein Vorgang an irgend einer Stelle des Kriegstheaters hält zurzeit die Welt so in atemloser Spannung wie die Tätigkeit unserer Unterseeboote in den englischen Gewässern. Während alle anderen Kriegsschiffe über die verschiedensten Arten von Kampfmitteln verfügen, ist die einzige, aber um so furchtbarere Waffe des Unterseebootes der Torpedo, der deshalb mehr denn je Interesse erheischt. Wenn ein Kreuzer oder ein Torpedoboot einen Torpedoangriff unternimmt, so wird der Torpedo entweder unter der Wasserlinie oder oberhalb dieser abgeschossen. Bei dem Unterseeboot kommt nur die erstere Art in Betracht. Das Geschütz, mit dem der Torpedo mit Hilfe von komprimierter Luft abgeschossen wird, heißt Lancierrohr. Der Torpedo gleitet an Führungsstangen aus seinem Rohre heraus, um in sicherer Zielrichtung zu bleiben. Die Bahn des Torpedos, den er im Wasser wenig unter der Oberfläche nimmt, ist mit den Augen zu verfolgen.

Ein Orchester, das etwas aushält. — Von dem etwas derben Charakter des Komponisten Franz Lachner erzählt man sich eine Reihe köstlicher Anekdoten. Lachner war als Generalmusikdirektor der Münchener Hofoper keine staatsbekannte Persönlichkeit und ein echter Bayer. Gemüthlich, humorvoll, aber, wenn ärgerlich, von einer Dürreheit, die kaum ihres gleichen fand.

Bekanntlich ist Lachner auch ein hervorragender Opernkomponist gewesen, er konnte sich aber mit der neu auftretenden Musik Richard Wagners nicht be-



3. Laufbahn eines Torpedos.

Phot. A. Renard, Kiel.

Stadtbeförderung von Freiberg eine namhafte Summe auf seine Ergreifung aussetzte. Endlich erwischte man ihn denn doch und überlieferte ihn dem Gerichte. Während der Untersuchung machte er die verblüffende Aussage, daß ein Freiburger Kaufmann namens Caviller sein Mitschuldiger bei den Pferdebiefstählen sei. Diese Aussage verblüffte deshalb so sehr, weil der so beschuldigte Caviller ein durchaus unbescholtener, in gutem Ansehen stehender und reicher Bürger war. Nichtsdestoweniger wurde er verhaftet und mit Ketten belastet in ein düsteres Gefängnis gebracht, wo er mehrere Wochen schmachtete, ehe man ihn zum ersten Verhöre führte. Im Bewußtsein seiner Unschuld verweigerte Caviller standhaft jedes Eingeständnis seiner Teilnahme an den Diebstählen.

Seine Aussage befreite ihn jedoch nicht, man führte ihn aber auch nicht sofort zur Folter, sondern brachte ihn in sein Gefängnis zurück, weil man glaubte, er werde in dem dunklen, feuchten Gefängnis, bei Wasser und Brot, ohne genügende Luft und Licht, sich noch befehlen und ein Geständnis ablegen. Ein volles halbes Jahr brachte Caviller in diesem Sumpfsloche zu, und er glaubte sich bereits ganz vergessen, als er eines Tages wieder vor den peinlichen Richter geführt wurde und von diesem die barsche Frage vernahm, ob er sich noch nicht zur Neue gewendet oder noch immer in seinem Leugnen beharre.

„Herr Richter,“ entgegnete Caviller fest, „an Semmlers Verbrechen teilgenommen zu haben, leugne ich; würde ich etwas anderes angeben, dann erst wäre ich ein Lügner.“

„Nun, wir werden ja sehen,“ äußerte der Richter und deutete auf die Tür, durch die man hinab in die Folter- und Marterkammer gelangte, wohin seine Wächter Caviller nun führten. Hier eingetreten, stand er dem Henker gegenüber. Der Richter wies auf die Folterinstrumente und sagte: „Seht Euch diese Wahrheitsforscher nur genau an, bevor Ihr das Wagestück beginnt! Gesteht die Pferdebiefsteherei ein, wie wir sie schon von dem reuigen Semmler kennen; es könnte Euer offenes Geständnis dazu mitwirken, daß der Magistrat von Freiberg sich veranlaßt hielte, Euch das Leben zu schenken.“

Als aber Caviller wieder seine Unschuld beteuerte, führte ihn ein Henkersknecht von einem Folterinstrument zum anderen und erklärte ihm deutlich die Anwendung desselben, dann zwang man ihn, seine beiden Daumen unter eine Schraube zu legen, die ein Knecht mehrmals schnell umdrehte, so daß das Blut unter den Daumennägeln hervorspritzte. Caviller schrie entschlossen, beteuerte aber dennoch seine Unschuld. Als bald wurde der Unglückliche losgeschraubt und in eine Art Bettstelle geworfen, wo eine Maschine seine beiden Beine ergriff und diese dermaßen reckte, daß sie krachten, als würden Tierknochen zerplatzen. Caviller schrie wieder entschlossen, und versprach jetzt, seine Schuld bekennen zu wollen. Nun wurde er losgelassen und in die Verhörstube getragen, denn gehen konnte er nicht mehr. Hier gestand er, alles das mitgetan zu haben, was Semmler über ihn ausgesagt hatte. Darauf wurde er zu seiner Wiederherstellung dem Hospitale übergeben, das er nach mehreren Wochen geheilt verließ. Vom Hospitale wanderte er in sein Gefängnis zurück, wo ihm die frühere Hungertost und Mißhandlung wieder zuteil wurden.

Er forderte endlich ein neues Verhör und eine Gegenüberstellung mit Semmler. Beides wurde gewährt, und Caviller erneuerte seine Versicherung, daß er unschuldig sei; Semmler aber sagte ihm frech ins Gesicht hinein, daß er sein Mitschuldiger bei den Pferdebiefstählen sei. Der Untersuchungsrichter ordnete nun eine zweite Tortur für Caviller an. Aber schon die Erinnerung an die erfahrenen Schmerzen in der Folterkammer genügte, um Caviller zu veranlassen, das abgelegte Geständnis zu wiederholen, indem er den zu erleidenden Tod den erneuten Folterqualen vorzuziehen bereit war. Nach diesem zweiten Geständnis wurde Caviller zum Tode durch den Strang verurteilt, den er mit Semmler gemeinschaftlich erleiden sollte.

Die Vollziehung des Todesurteils war auf den 8. April festgesetzt. Semmler und Caviller wurden in der üblichen Armensünderkleidung auf einem Leiterwagen zum Richtplatz gebracht. Nach damaliger Sitte sang und betete die herzugeströmte Volksmasse, auch wurde eine Almosenjammung zum Messetischen für die armen Sünder veranstaltet. In dem Benehmen der beiden Todesandidaten bemerkte das den Wagen umgebende Volk einen merkwürdigen Unterschied. Während Semmler von Furcht niedergebeugt war, benahm sich Caviller so, als gehe er einem freudigen Ereignisse entgegen. Cavillers Freunde und Verwandten, die sich unter das Volk gemischt, sprachen von dessen Unschuld, und als bald hörte man auch aus dem Volkshaufen das laute Begehren, daß Caviller freigegeben werde.

Als der langsam dahinziehende Zug endlich sein schreckliches Ziel erreicht hatte, nahmen die Henkersknechte ihre Opfer in Empfang, um sie über eine Leiter der Richtstätte zuzuführen. Die allgemeine Teilnahme des Volkes machte sich durch eine auffallende Stille bemerklich. Man sah die letzten Vorbereitungen mit Semmler, der die Lippen eifrig im Gebet bewegte. In diesem Augenblicke rief Caviller seinem Angeber zu: „Semmler, hüte dich vor dem ewigen Fegfeuer und nimm jetzt noch deine lägenhaften Angaben über mich zurück! Bekenne vor Gott und den Menschen deine schwere Sünde, durch die

ich unschuldig ums Leben gebracht werden soll!“ Diese Anrede erschütterte Semmler, und er fragte seinen neben ihm stehenden Seelsorger, ob es wahr sei, daß man wegen einer unrichtigen Angabe ins ewige Fegfeuer kommen könne. Der Geistliche, der schon früher die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Angabe des Semmler, Caviller sei sein Mitschuldiger, eine vorzüglich falsche sei, drang nun in Semmler und erlangte schließlich das volle Geständnis, daß Caviller auch gar nichts mit ihm zu schaffen habe; er habe ihn nur deshalb als seinen Mitschuldigen angegeben, weil er ihn für denjenigen gehalten, der sein Verfehl verraten habe.

Dieser ungewöhnliche Vorgang veranlaßte die anwesenden Richter, die Hinrichtung vorerst einzustellen. Die wieder aufgenommene Untersuchung bestätigte die Richtigkeit der Angaben des Semmler. Das Urteil über Caviller wurde aufgehoben und der Mann in einem neuen Urteile freigesprochen, Semmler aber erlitt den Tod am Galgen.

Der arme Caviller erfreute sich aber der wiedergewonnenen Freiheit nicht lange, die erlittenen Folterqualen und die ausgestandene Todesangst hatten seine Lebenskraft gebrochen, er kränkelte und starb alsbald darauf. [C. L.]

Wertwürdiger Aberglaube. — „Düsse Geschichte ist lügenhaft zu vertellen — aber wahr ist sie doch!“ So wird die bekannte Geschichte vom Wettlaufen des Hasen und Schweigs eingeleitet. Diefelben Worte kann man folgenden Mitteilungen über Kolikuren bei Pferden voranstellen.

In dem Heidedörichen Gannervinkel im Lüneburgischen stand vor vielen Jahren die Frau eines Bauern kurz vor ihrer Niederkunft. Ihrem Manne war erzählt worden, daß Neugeborene durch ein besonderes Verfahren die Eigenschaft erwerben könnten, die Pferdekolik zu heilen, und er beschloß daher, dieses bei dem zu erhoffenden Kinde in Anwendung zu bringen, weil sich damit ein gutes Geschäft machen ließ.

Die Sache verlief folgendermaßen. Sobald das Kind, ein Mädchen, zur Welt kam, wurde ein Pferd aus dem Stalle in die Stube der Wöchnerin geführt und das noch ungewohnte neugeborene Weibchen auf dasselbe gesetzt. Dadurch erhielt das Mädchen die Kraft, fürderhin die Pferdekolik heilen zu können.

Und diese vermeintliche Heilkraft ist dann im Laufe der Jahre oft ausgeübt worden. Von weither brachten die Landleute nach Gannervinkel ihre kolikkranken Pferde. Das Mädchen wurde dann auf den Rücken des kranken Pferdes gesetzt. Dabei galt wohl der niederdeutsche Spruch: „Wat't et nich, so schat't et nich!“ [C. L.]



Madame (die heimlich etwas versehen will, prallt beim Eintritt in das Leihamt mit ihrem Dienstmädchen zusammen): Ach, endlich finde ich Sie — warum gehen Sie ohne Erlaubnis fort — überall habe ich Sie schon gesucht!

Doppel-Anagramm.

Mit Sägen und Äxten die Bäume entrindest,
Mich zu gewinnen, im sonnigen Süden man;
Und vielfach Verwendung die Rinde dann findet,
Reifens trifft du sie gepreßt als Verkleidung dann an.

Nun führ' nach Venedig ich dich in Gedanken,
Dort, wo die Wogen des Meeres dem Lande nah,
Wo feinerne Wälle den Wogen zu Schranken
Werden, dort liege ich labend zum Wandeln da.

Nun lese von rückwärts das Erste bedende,
Gleichfalls von hinten das Zweite gedacht sein will,
Und füge es dem Ersten nun an als sein Ende,
Sicher du denkst dabei an den ehrwürdig'en Kil.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Ausstellungs-Rätsel.

Eine hochgeschätzte Pflanze steht vor dir,
Umgekehrt das Wort, ist es ein wildes Tier.
Umgekehrt die Zeichen steht in ihrem Rang,
Nennen sie ein kleines Wort von gutem Klang.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösungen von Nr. 10:

des Rätsel-Rätsels: Tasset, Wassen, Waffel, Raffee, Gasser, Rasser — Affe; der Verwandlungs-Aufgabe: Hasen — Allar — Lise — Tabel — Angel — Urban — Streit — Italien — Murat — Linse — Eisen — Irene — Donner — halt aus im Leib.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Th. Freund in Stuttgart. Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Allustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenschrift zur
Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 10. 1915.

Die Erbschaft des Spiegelbauern.

Erzählung von Karl Bienenstein.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Katharina stemmte die Arme in die Hüften und rechte drohend ihre knochige Gestalt: „Na, dann sag' i ihm, ob er glaubt, daß wir zwei mit dem Heiraten warten sollen, bis wir steinalt sind, ob er glaubt, daß wir uns das Maurerhäusl aussuchen können wie a Schweinsripperl, und was er überhaupt glaubt, ob i ein Teufel bin, was man für ein Narr'n halten kann, ob er glaubt, daß i glaub', daß er mir überhaupt was gibt. So werd' i reden mit ihm, und gleich morgen geh' i zu ihm, und übermorgen kommt wieder her, und da sag' i dir dann, was er g'sagt hat.“

Franz Xaver sah mit unverhohlener Hochachtung zu seiner Braut auf, wie sie das alles nur so hervorsprudelte, und eine innere Stimme sagte ihm, daß solche Sprachfertigkeit wohl anerkennenswert, aber immerhin auch gefährlich sei, nämlich für den Ehemann, und besonders, wenn dieser nichts Ähnliches entgegenzusetzen hat. Vorläufig schien ihm aber diese Zungeneläufigkeit vorzüglich geeignet.

„Ja, wannst a so mit ihm redst, dann mein' i doch, daß er mit ihm reden laßt und endlich einmal rausrukt. Also probierst es halt, und b'hüt' dich Gott, Kathl.“

Damit reichte er der Braut die Hand, die sie mit kräftigem Drucke ergriff, indem sie erwiderte: „B'hüt' dich Gott, und übermorgen reden wir halt weiter.“

„Gut is's. Gut Nacht!“

„Gut Nacht!“

Damit schied das Brautpaar. Kein Kuß ward gewechselt, denn die beiden waren der Ansicht, daß sich so etwas für gesetzte Leute nicht schide und nur bei Anknüpfung von Liebesverhältnissen in jüngeren Jahrgängen Daseinsberechtigung habe.

Als Jungfer Katharina wieder zum Hause kam, stand der Bauer vor der Tür. Als er ihrer ansichtig wurde, verzog er das Gesicht zu einer spöttischen Miene und sagte: „Na, seid's wieder einmal beieinander g'weßt, ihr zwei ewigen Brautleute?“

Die Angeredete sagte aber den Scherz schief auf und biß sofort zurück: „Mein' Arbeit hab' i 'tan, und was i weiter tu', geht kein Menschen was an.“

„Na, na, ich werd' doch was sag'n dürfen!“

Die Großmagd brummte etwas Unverständliches und wollte an dem Bauern vorüber ins Haus.

„Wann heiratet ihr alsdann?“ fragte er wieder.

„Wann wir a Geld haben,“ war die kurze, nicht gerade im Tone der Freundschaft gehaltene Antwort.

„Und wann wird dann das sein?“ forschte der Bauer in seines Herzens Bosheit weiter.

„Wann die Leute einmal aufhör'n, sich in Sachen einzumischen, die sie nix angehn!“

Mit diesen Worten rauschte Katharina an ihrem Gebieter vorbei, und im nächsten Augenblick schlug eine Tür mit so heftigem Gepolter ins Schloß, daß der getreue Hofhund, der sich bereits in seiner Hütte zur Ruhe gelegt hatte, wieder hervorsprang und wütend den eben über dem Walde emporsteigenden Mond anzubellen begann, den er jedenfalls für den Anführer des jähren Värmes hielt.

Kopfschüttelnd ging der Bauer in die Stube hinein und sagte hier zu seiner Frau: „Na, heut is die Kathl wieder mit dem linken Fuß auf'standen. Mit der is's bald nimmer zum Aushalten.“ Behütigt stimmte die Frau dem Gatten zu und machte die richtige Bemerkung: „Es is halt doch für ein Weibsbild nit gut, wann sie so lang ledig bleibt.“

2.

Der alte Zagl-Pipp, eigentlich Gottfried Hofzagl, war ein kleines, verkrüppeltes Männlein. Seinem Körper mangelte so sehr

jedliches Fett, daß er einen geradezu feuergefährlichen Eindruck machte. In dem mit grauen Bartstoppeln bebauten Gesicht saß eine scharfgebogene Raubvogelnase, und zu beiden Seiten derselben waren zwei listige Auglein in fortwährender Bewegung. An dem ganzen Männlein war etwas Zappeliges wie bei einem in einem Glase umhergehenden Goldfischlein.

Und als Goldfischlein galt auch der alte Zagl-Pipp. Er war der einzige Sohn eines reichen Landwirtes gewesen und hatte, als er selbständig geworden war, sich auf das einträgliche Geschäft eines Vieh- und Getreidehändlers geworfen. Sämtliche blinden Pferde, die in der Umgebung ihr Dasein fristeten oder ge-

fristet hatten, sollten durch seine Hände gegangen sein, wo sie allerdings diesen störenden Fehler niemals hatten. Nach seiner eigenen und im höchsten Grade glaubwürdigen Aussage hatte er nur immer vollkommen tadellose Pferde gekauft, und nur ein teuflischer Zufall verwandelte die edlen Tiere in den nächsten acht Tagen in miserable Schinder. Auch beim Getreidehandel hatte der Zagl-Pipp ein ganz merkwürdiges Glück. Er kaufte nur das schlechteste Getreide und kaufte es mit Vorliebe, allerdings nur aus Liebe zu seinen Pieseranten; wenn er aber das Getreide vier Wochen hatte, dann verwandelte es sich von selbst ganz ohne sein Zutun in feinste Ware, und als solche brachte er es auch an den Mann.

Dieses merkwürdige Geschäftsglück hatte nun, wie das ja immer zu sein pflegt, den Neid der Zeitgenossen geweckt, und der drückte sich darin aus, daß sie den Zagl-Pipp einen abgefeimten Halunken nannten, einen Geizhals, einen Wucherer, ohne aber mit diesen Ausdrücken irgendwie ehrenvolle Begriffe zu verbinden. Ja, sie meinten sogar, der Zagl-Pipp sei selbst dem Teufel zu schlecht, sonst



Straßenammlung des roten Halbmondes in Konstantinopel. (S. 39)

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

hatte er ihn längst geholt. Leider aber, mußten sie hinzusehen, dürfte man sich mit ihm nicht verfeinden, denn er sei eben ein Geldmann, den man dann und wann sehr gut brauchen könne. Außerdem aber genoß der Zagl-Vipp doch auch einen gewissen, wenn auch widerwillig zuerkannten Grad von Hochachtung. Sein Geschäft hatte sich nämlich so sehr vergrößert, daß er von Jahr zu Jahr öfter nach Wien fuhr und auch von dort Besuche empfing, meist von Männern von sehr beruhigendem Aussehen, die auf der Nase goldene Zwicker und über dem runden Bäuchlein dicke Uhrketten aus demselben gesuchten Metall trugen.

In der letzten Zeit hatten diese Besuche allerdings aufgehört. Der Zagl-Vipp war nämlich eines Tages krank von Wien heimgekommen, und dieser Körperzustand hielt so hartnäckig an, daß er, wie er selbst sagte, seinen Geschäften nicht mehr nachkommen konnte. Er gab den Vieh- und Körnerhandel auf und verkaufte selbst sein Anwesen, allerdings so, daß er sich das Kellerstöckl ausbedingte und den neuen Besitzer schwarz auf weiß verpflichtete, ihm die zum Leben nötigen Naturalien zu liefern. Für diese Begünstigungen hatte er ja, wie er meinte, das Haus mehr als zur Hälfte verchenkt. Das war so schnell gegangen, daß sich die biedereren Ortsgenossen diese Gile gar nicht erklären konnten. Aber der Zagl-Vipp ging mit so zufriedenen Gesicht umher, als hätte er den Haupttreffer gemacht, und deshalb kamen sie zu der wohlbegründeten Ansicht, er hätte so viel zusammengeschart, daß er sich nun auf seinen Geldsäcken ausruhen könne.

„Ich möcht' die Sparkassabüchtl haben, die in seiner Truhe liegen,“ sagte mancher bekümmert, der solche Literaturzeugnisse nicht hatte. Und die anderen nickten mit dem Kopfe. Ja, diese Truhe mußte was enthalten, denn der Zagl-Vipp wachte über sie wie eine Gluckhenne über ihre Küchlein. Verheiratet war der Zagl-Vipp aus Sparfamkeitsrücksichten nie gewesen. Seinen Haushalt hatte ihm mehrere Jahre seine Nichte Katharina Palsinger geführt. Dann aber hatte er sogar sie seinem Geize, wie die böse Welt behauptete, zum Opfer gebracht, freilich nicht ohne ihr zu versprechen, daß sie nach seinem Tode als einzige Verwandte seine Universalerbin sein sollte. Kein Wunder also, daß besagte Jungfer Katharina der Gegenstand heimlichen Neides seitens aller Dorfgenossen war. Nur als sich zeigte, daß der Zagl-Vipp die Absicht habe, das Alter des seligen Methusalem zu erreichen, minderte sich genanntes Gefühl, und es gab nun aufmerksame Leute, die Jungfer Katharina vorrechneten, daß sie höchstwahrscheinlich zwei oder mehr Jahre vor ihrem Erbteil dieses schöne Jammertal verlassen werde. Der Zagl-Vipp sei es imstande, sie auf diesem Wege um ihren sauer verdienten Lohn zu betrügen.

Jungfer Katharina baute aber trotzdem auf die Gewissenhaftig-



Am Schnellfeuergeschütz. (S. 39)

keit ihres Onkels und gab sich der schönen Hoffnung hin, daß er zur geeigneten Zeit schon sterben werde, und machte es sich zur Gewohnheit, wenn sie an ihr Erbe dachte, mit mehrstelligen Ziffern zu rechnen. Nun kamen aber doch öfters Stunden über sie, in denen sie mit einer geringeren Summe, aber sofort zahlbar, auch zufrieden gewesen wäre, und nach der letzten Unterredung mit Franz Xaver, ihrem Bräutigam, war sie entschlossen, ihren teuren Onkel jedenfalls zu einer Anzahlung in der Höhe des Maurerhansls zu veranlassen.

Der Zagl-Vipp saß eben an seinem wackligen Holztisch und studierte mit Eifer das ägyptische Traumbuch, als seine Nichte eintrat.

„Guten Abend, Kathl, grüß dich Gott! Da sey dich nieder! Was bringst mir denn?“

Bestere Frage war der Jungfer Katharina nicht ganz genehm, denn sie hatte nicht die Absicht, etwas zu bringen, sondern etwas zu holen. Ausweichend entgegnete sie: „Ich hab' nur grad wieder



Karte vom Kriegsschauplatz in Belgien und Nordfrankreich. (S. 39)

einmal schau'n wollen, wie's dem Herrn Wetter geht."

"Wie's mir geht? Wie's halt geh'n kann. Gut nit. Mir is jetzt alleweil so viel schwindlig."

"Das kommt vom Kopf!" erklärte Kathl mit anerkennenswerter Kenntnis solcher medizinischen Fälle.

"Freilich, freilich kommt's vom Kopf. Mein Gott, der laßt halt nach. Bald wird's halt sterben heißen."

Jungfer Katharina fühlte sich durch diese Worte im Grunde nicht zur Trauer gestimmt, aber sie sagte: "Ah, der Herr Wetter wird doch noch nit ans Sterben denken!"

"Wohl — wohl, meine liebe Kathl, i schon!" Darauf schwieg Jungfer Katharina eine Weile; dann sagte sie: "Der alte Maurer im Steingraben is a g'storben."

"So, der is a g'storben? Is noch jünger g'west als ich." "Rann schon sein. Hat a nett's Häusl g'habt, der alt' Maurer."

"Ja. I hab' ihm einmal a Ruh ab'laust. Is aber nix wert g'west — das Vieh, hab' dabei Geld verlorn."

"Na, wer's versteht, kann dort ganz gut zwei Rüh' halten. I tät' mich nit fürchten, daß das Wirtschaftl' nit gut geh'n tät'."

"Das wohl! Fleißige Leut' könnten schon leben dort. Der Maurer hat halt ein bißl den Schnaps zu gern g'habt."

"Wann das Häusl i und der Franz haben täten, wär's uns grad recht."

"Freilich, freilich, wär' recht für euch."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unjere Bilder. — Ebenso wie das Rote Kreuz in den christlichen Ländern so ist auch sein Gegenstück in der Türkei, der Rote Halbmond, auf eine tatkräftige private Unterstützung angewiesen, wenn anders er seine segensreiche Tätigkeit in dem Maße ausführen soll, wie es der moderne Krieg bei der ungeheuren Zahl der Kämpfer verlangt.



Generalleutnant Wild v. Hohenborn, der neue preussische Kriegsminister.

Überall wurden deshalb im Osmanenreiche für den Roten Halbmond Sammlungen veranstaltet, so auch Straßensammlungen in Konstantinopel, die ein erfreuliches Ergebnis gezeitigt haben. Auch im verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn sind hübsche Summen für den Roten Halbmond zusammengekommen. — Manche unserer kleineren Kriegsschiffe, vor allem die Kanonenboote, sind unter anderem auch mit sogenannten Maschinenanonen, einer kleineren Art von Schnellfeuergeschützen, ausgerüstet, die gewissermaßen ein artilleristisches Gegenstück zu den Maschinengewehren sind. Sie werden auch wie diese bedient. — Auf dem Kriegsschauplatz in Belgien und Nordfrankreich werden allem Anschein nach in nächster Zeit neue große Kämpfe stattfinden, da die Nachrichten von starken Truppenzusammenschüßungen immer häufiger und bestimmter werden. Unseren Lesern wird deshalb die kleine Karte, die wir heute von diesen Gegenden bringen, willkommen sein. — Eine russische Landstraße bei Tauwetter kann jeden, der gezwungen ist, sie zu benutzen, zur Verzweiflung bringen. Nicht richtig untergründet und maladamisiert, vielfach nichts anderes als eine breite Spur ausgefahrener Geleise, ist ihre Oberfläche nichts anderes als ein zäher, flebriger Lehmteufel, in dem die Räder der Fuhrwerke bis zur Achse einsinken und die Stiefel der Fußgänger stecken bleiben. Unsere braven Feldgrauen wissen ein Lied davon zu singen. — Generalleutnant Wild v. Hohenborn, der neue preussische



Eine russische Landstraße im Tauwetter.

sich zuerst als Kommandeur der 30. Division und dann vom 27. November 1914 ab als Generalquartiermeister. — An Stelle von Feldzeugmeister Potiorek erhielt das Oberkommando über die Balkanstreitkräfte Österreich-Ungarns der General der Kavallerie Erzherzog Eugen, der als ein Mann von glänzenden militärischen Fähigkeiten gilt. Zu seinem Generalstabschef wurde Feldmarschallleutnant Adolf Krauß ernannt.

Dreizehn. — Im Klub der "Dreizehn" in New York, dem die eifrigsten Gegner jeglichen Aberglaubens angehören, fand kürzlich ein merkwürdiges Gastmahl statt. Alle abergläubischen Gebräuche, denen heute auch noch aufgeklärte Menschen hulbigen, wurden bei diesem Bankett in jeder nur denkbaren Weise verhöhnt. Die Mitglieder saßen zu je dreizehn Personen an dreizehn Tischen. Vor jedem Teller stand ein aus einem Totenschädel modellierter Leuchter mit roter Kerze. Dem Speisenden, dessen Kerze zuerst niederbrannte und erlosch, wurde zu seinem baldigen Tod gratuliert. In dem Augenblick, da alle Gäste Platz genommen hatten, stürzte ein großer Spiegel von der Wand und zerbrach in tausend Scherben; natürlich war das beabsichtigt. Den Beginn des Mahls kündigte der aufwartende Oberkellner dadurch an, daß er mit einem menschlichen Armknochen an einen grinsenden Schädel schlug. Am oberen Ende jedes Tisches paradierte ein aufgespannter Regenschirm. Bekanntlich soll es Unglück bringen, wenn ein Regenschirm im Zimmer geöffnet wird. Das beleidigte Schicksal ertor sich denn auch einen dieser nützlichen Gegenstände, mit denen man ihm troste, zum Werkzeug seiner Rache. Ein Kellner, der die wohlgefüllte Suppenterrine trug, blieb mit seinem Frackschopf an einem der aufgespannten Schirme hängen, und über die Nachsitzenenden ergoß sich eine flut heiße Brühe. Doch verdaß dieser Zwischenfall keineswegs die gute Laune. Man tafelte mit bestem Appetit, trotzdem die Speisen in den unheimlichsten Geschirren aufgetragen wurden. Das Eis erschien in Miniaturschälchen von feinstem gelblichen Porzellan auf Untersätzen, die die Form von Särgen hatten.

Gegen Ende des Mahles marschierten zu den Klängen eines Trauermarsches sämtliche Kellner in den Saal, und jeder trug in hochgehobenen Händen eine Schokoladentorte, von deren dunklem Braun sich die unheimlich weiße Zuckerdécoration — Schädel mit gekreuzten Beinchen — im Schein der jede Torte zierenden dreizehn Lichter doppelt wirkungsvoll abhob.

Woraus bestehen die Vulkanwolken? — Bekanntlich werden die vulkanischen Ausbrüche von ungeheuren Wolken begleitet, die sich oftmals gewitterartig unter Blitz und Donner entladen. Bisher glaubte man, daß diese Wolken wie die gewöhnlichen Wolken aus Wasserdampf beständen, und daß die elektrischen Entladungen durch die Reibung der Wasserdampfteilchen aneinander hervorgerufen würden.

Diese Annahme stand im Zusammenhang mit der Erklärung der Entstehung vulkanischer Ausbrüche. Man war nämlich der Meinung, daß vom Meere her oder auch vom Grundwasser in den unterirdischen vulkanischen Herd Wasser einbricht, und daß nun durch die plötzliche gewaltige Dampfbildung eine Art Explosion und damit der Ausbruch des Vulkans herbeigeführt wird. Der herausgeschleuderte Wasserdampf sollte sich dabei zu Wolken verdichten. Jetzt hat nun

Kriegsminister, exblühte in Kassel als Sohn eines Obermedizinalassessors das Licht der Welt. Er trat als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 83 ein und stand mehrere Jahre als Leutnant in Trier. 1898 wurde er als Generalstabsoffizier der 1. Gardeinfanteriedivision dem Generalstabe der Armee überwiesen, später als Abteilungschef in den Großen Generalstab versetzt und kam dann als Chef des Generalstabes des XIII. Armee-korps nach Stuttgart. 1912 wurde er Generalmajor, und ein Jahr später Departementsdirektor im Kriegsministerium. Im Felde betätigte er



Feldmarschallleutnant Adolf Krauß, Generalstabschef des Erzherzogs Eugen. Phot. J. Hartkny, Wien.

Professor Albert Brun auf Grund vielfältiger Untersuchungen festgestellt, daß die vulkanischen Vulkane zuweilen keinen Wasserdampf aufweisen. Vielmehr bestehen sie überwiegend aus Salmiak, Salzsäure und Kohlenäure. Diese Stoffe müssen es demnach auch sein, die durch chemisches Zusammenwirken den Ausbruch veranlassen. Wenn in den Vulkanen Flammenercheinungen auftreten, so erklärt sich dies daraus, daß die Gasmassen durch die chemischen Vorgänge im Vulkanherd genügend stark erhitzt werden, um sich an der freien Luft selbst entzünden zu können.

Gestützt werden Bruns Untersuchungen noch durch folgende Umstände. Erstarrte Lavamassen, die verschiedenen Vulkanen entnommen wurden, enthielten stets Salmiak. Wenn zuweilen Wasserdampf in den Vulkanen vorhanden ist, so rührt dieser nur vom Regen her, der vor dem Ausbruch niederging und durch die sich im Vulkankegel entwickelnde Hitze verdampfte. Er ist also bloß eine zufällige Begleitererscheinung. Es zeigt sich dies deutlich durch Vulkane, die in regenlosen Gebieten liegen. Zu ihnen gehört beispielsweise der Timanfaya-Vulkan auf der Insel Lanzarote, die zu den Kanarischen Inseln zählt. Hier regnet es niemals. Infolgedessen sind die Vulkane dieses Vulkans auch stets vollständig frei von Wasserdampf. [Th. S.]

Siebig's Trinkgeld. — Als der berühmte Chemiker Justus v. Siebig noch Professor in Gießen war, kam eines Tages ein Landmann aus der Umgegend dorthin, um seine Steuern zu bezahlen. Das dazu bestimmte Geld, lauter blanke Silbertaler, trug er in einem leinenen Beutel verwahrt in einem Korbe bei sich, in dem er gleichzeitig eine Anzahl Eier für den Gießener Markt mit sich führte. Durch das Rütteln des Korbes beim Gehen waren ein paar Eier zerbrochen und der Inhalt eines dabei befindlichen faulen war in den Geldbeutel eingebrungen und hatte durch den in ihm enthaltenen Schwefelwasserstoff das Silbergeld schwarz gefärbt.

Der Steuerbeamte weigerte sich, dies beschmutzte und nach seiner Meinung verdorbene Geld anzunehmen, und wies den Landmann schroff ab, wodurch dieser in die größte Verlegenheit geriet und schier verzweifeln wollte. Er ging jeden ihm Vorgehenden um Rat und Hilfe an, bis ihm jemand mitteilte, daß in dem chemischen Laboratorium beim Bahnhofe ein Mann sich aufhalte, der die Kunst verstehe, schwarzgewordenes Silber wieder weiß zu machen.

Zu diesem — es war Siebig — begab sich nun der Landmann und bat ihn um seine Hilfe, die ihm Siebig auch bereitwillig zusagte. Er gab das Geld zur Reinigung seinem Assistenten, der es denn auch durch Waschen und Anwendung von Säure in kurzem reinigte und sodann die wieder blank gewordenen Talerstücke dem hocherfreuten Eigentümer zurückreichte.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte der Bauer den Professor.

„Nichts!“ erwiderte dieser wohlgelaut.

„Nun, dann trinken Sie und Ihr Gefelle für die Ihnen verursachte Mühe wenigstens ein gutes Glas Bier!“

Damit drückte der Bauer dem Gelehrten ein Zweigroschenstück in die Hand. Der „Gefelle“ war der nachmalige Professor Dr. Will. [R. v. B.]

Junggesellenleiden. — Von alters her ist man mit den Junggesellen nicht allzu zart umgegangen. Der weise Plato achtete unverheiratete Männer einer Geldstrafe würdig, in Sparta trieb man die Junggesellen zu festgesetzten Zeiten in den Tempel des Herkules, wo sie von den noch unverheirateten Mädchen mit Stöcken geschlagen wurden. Kaiser Augustus zog bei Besetzung von Ämtern die Familienväter den Unverheirateten vor und befreite Familien mit drei Kindern und darüber von Steuern, die statt dessen den Junggesellen auferlegt wurden.

Auch in modernen republikanischen und kolonialen Niederlassungen ist man hier und da ähnlich verfahren. Als zum Beispiel im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Franzosen von Kanada Besitz ergriffen, zogen zuerst nur Männer hinüber. Nachdem sich diese angesiedelt hatten, schickte die französische Regierung ihnen ein paar Schiffsladungen voll Mädchen nach, die geneigt waren, sich mit ihnen zu verheiraten. Nicht alle Ansiedler aber erwiesen sich als ehelustig. Da übte die Regierung einen Druck in dieser Beziehung auf sie aus und suchte sie durch hohe Besteuerung und durch Beschränkungen in ihrem Gewerbe, sowie in ihrer Bewegungsfreiheit zur Heirat zu drängen. Dagegen wurden die Verheirateten auf alle Weise bevorzugt. Nicht allein, daß sie sich im Besitze einer netten Frau sahen, ihr Hausstand wurde auch mit möglichst viel Behagen umgeben, und sie erhielten für jedes Glied der anwachsenden Familie regelrechte Prämien.

Die Stadtbehörden von Eastham in dem puritanischen Kolonialstaate Massachusetts suchten am Ende des siebzehnten Jahrhunderts dadurch die Junggesellen zur Eheschließung zu treiben, daß jeder unverheiratete Mann jährlich drei Sträßen oder sechs Amseln schießen oder sonstwie erlegen und als Beweis deren Köpfe vorlegen mußte. Erst wenn sie statt dessen ihre Heiratsurkunde vorweisen konnten, waren sie von dieser Aufgabe befreit. [C. D.]

Metallkrankheiten. — Daß es auch in der sogenannten anorganischen Welt Krankheiten gibt, ist wohl nur wenig bekannt. Techniker aber kennen die Tatsache,

daß sich zum Beispiel Bronze aus nicht erkennbaren Ursachen plötzlich zerlegt, von innen heraus zerstört wird. Es ist dies nicht etwa ein einfacher Oxydationsprozeß, sondern eine Erscheinung, die tatsächlich am meisten Ähnlichkeit mit einer Krankheit hat. Man nennt die Erscheinung deshalb auch „Bronzepest“.

Bei Gegenständen aus reinem Zinn hat man eine ähnliche „Erkrankung“ festgestellt. Neuerdings hat man diese Tatsache nun auch an einem anderen Metall, nämlich am Eisen, festgestellt.

Ein österreichischer Chemiker bemerkte in der Küche seines Haushalts, daß ein schon über zwei Jahre im Gebrauche befindliches verzinntes Eisengeschirr rasch völlig brüchig und bröckelig wurde, und zwar von innen heraus. Alle Gegenmittel, wie Erwärmen des Gefäßes, Kochen von Wasser darin und so weiter, erwiesen sich als wirkungslos. Der Zersetzungsprozeß war durchaus nicht aufzuhalten. Nur das völlige Einschmelzen half.

Der eigentümliche Verlauf dieser Metallkrankung brachte den Chemiker auf den naheliegenden Gedanken, eine Übertragung dieses krankheitsähnlichen Zustandes zu versuchen, und siehe da, dieser seltsame Versuch glückte vollständig. Der Chemiker brachte beispielsweise einige an der Zinnpest erkrankte Gegenstände eine Weile mit gefundenen Gegenständen in enge Berührung, und die „Ansteckung“ erfolgte tatsächlich. Sie schritt so rasch vor, daß binnen eines Tages ein Fleck bis zu $\frac{1}{4}$ Zentimeter Umfang davon ergriffen wurde. Stanniol zum Beispiel und dünn gewalztes Zinn wurden in der kürzesten Zeit vollkommen brüchig, so rasch schritt die Krankheit fort. [D. Th. St.]

Vom Küssen. — Die norwegische Wochenschrift „Husmoderen“ bringt einen langen, geharnischten Artikel gegen den Mißbrauch des Küssens. Die Verfasserin greift namentlich das gewohnheitsmäßige Küssen an — die Küsse, die ganz gedankenlos zwischen zwei Menschen gewechselt werden, die einander sonst völlig gleichgültig sind.

Sie nennt den Kuß heilig und fordert, daß man ihn in Ehren halten soll. Er sollte nur als Ausdruck der Liebe zwischen Brautleuten, Eheleuten, Eltern und Kindern und sonst nur in beschränktem Grade zwischen Geschwistern und Freundinnen verwandt werden.

Die nordische Verfasserin hat vollständig recht. Man sollte nie gewohnheitsmäßig küssen, sondern nur dann, wenn man wirklich das Bedürfnis fühlt, einem anderen Menschen einen Beweis der Liebe oder Freundschaft zu geben. [L. M.]

Kapsel-Rätsel.

Sechs Worte sollst du nennen mir, Ich gebe die Bedeutung dir:

1. Einen Stoff, so schwer und doch so weich, Er kommt an Wert der Seide gleich.
2. Bei manchem Volk das höchste Gut, Erfordert ihr Gebrauch oft Blut.
3. Ein tierisches Gebäud es gibt, Das zum Gefrorenen sehr beliebt.
4. Nun sage ein Getränk mir an, Das eine Frau kaum mißsen kann.
5. Wo ein Ereignis — noch so klein — Gescheh, da müssen wir auch sein.
6. In Afrika bin ich zu Haus, Dem Burenstamme oft ein Graus. Nimm Kopf und Fuß von allen hier, Bei jedem bleibt daselbe Tier.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Verwandlungs-Aufgabe.

Flamme — Talar — Stiel — Delta — Nagel — Braun — Trieb — Vitanel — Traum — Insel — Seine — Riere — Norden.

Durch Umstellung der Buchstaben vorkommender Wörter sollen neue Wörter gebildet werden, zum Beispiel Rine — Isben. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösungen von Nr. 9:

des Homonym: Vogen; des Rätsels: Reiter — Freireiter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Th. Freund in Stuttgart. Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsdruckerei in Stuttgart.